

Weise, je nach den Zeiten und den Einzelrichtungen der stamm- und glaubensverwandten Völker des Orients, anders modificirten.

Hierauf des Weiteren zurückzukommen wird sich in den folgenden Hauptstücken Gelegenheit bieten.

§. 87.

Renaissance.

Auf diese verweise ich auch bezüglich derjenigen Architektur, die wir unter dem Namen des Renaissancestiles begreifen und die, wie eigentlich alle anderen Architekturen seit der antiken Zeit, die gothische nicht ausgeschlossen, in der Idee der Architekten eine Wiederherstellung der alten Kunst war, während diese doch nur Einzelnes und zwar ohne Kritik aus der Antike entlehnten, aber, von einem wunderbaren eigenen Schöpfungsgeiste beseelt, Neues, Nieerreichtes schufen, indem sie nur wiederherzustellen glaubten. Die Renaissance hat den Irrthum, die antike Skulptur und Architektur farblos zu sehen, auf eine Weise verdaut und verarbeitet, dass aus dieser Auffassung eine im hohen Grade selbstberechtigte Kunst hervorging.

Jene monochromen Neuerer des Cinquecento, welche die durch Tradition erhaltene, aber an den Ueberresten der hervorgegrabenen Antiken verschwundene Vielfarbigkeit der Skulptur und Architektur als barbarisch und gothisch verwarfen, waren zu sehr Künstler, als dass sie den durch das Fehlen der Farbe herbeigeführten Mangel an Wirkung und Leben an der Antike nicht hätten fühlen sollen. Sie legten der Antike die Schuld bei, anstatt die Lücke in ihrer Auffassung derselben zu erkennen, und suchten durch bewegte Formen und starke Kontraste von Schatten und Licht das Fehlende zu ersetzen.

So verfielen sie in eine Richtung, die endlich mit dem Risalit- und Schnörkelwesen und mit borrominischer Koloratur in den Formen endigte. Zwischen diesem Extreme und dem wegen Mangels an Coloratur etwas mageren und kalten bramantesken Stile liegt für alle bildenden und technischen Künste diejenige Kunstperiode, die neben der des Phidias alleinig als vom Barbarenthume ganz emancipirt zu betrachten ist. Es wird sich anderswo Gelegenheit bieten, auf sie zurückzukommen.

Schlussbemerkungen.¹

Man wird bei dem, was in den letzten Paragraphen dieses Hauptstückes über die Polychromie und deren Bezug zu der griechischen und römischen Kunst enthalten ist, vielleicht die genügende Rücksichtnahme auf gegnerische Ansichten vermisst haben, auf Ansichten, die in den meisten und gelesenen Lehrbüchern der Kunstgeschichte mit grosser Entschiedenheit als die alleinig statthafter, der hellenisch-klassischen Schönheitsidee entsprechenden, hingestellt werden. — Es lag aber einerseits nicht im Plane, zu polemisieren und zweitens sieht man auch nicht ein, wodurch die gegnerische Partei diese Rücksichtnahme für sich verdient hat, deren wirksamste Taktik eben in der Negation, oder in vollständigem Ignoriren der ihr unbequemen Thatsachen besteht, die, wo beides nicht zulässig erscheint, sich durch diese Thatsachen hoffärtig gewandt, mit geschraubten, dehnbaren, durch „möchte“, „dürfte“, „könnte“ temperirten Phrasen hindurch windet.²

Verglichen mit der zuletzt angedeuteten Manier der Behandlung unseres streitigen Gegenstandes war die positive Sprache des verstorbenen Professor Ulrichs in Athen doch wenigstens eine loyale; er wollte einmal nur solche Texte, die ihm seiner Ansicht das Wort zu sprechen schienen, berücksichtigen, er bekümmerte sich eben so wenig um dasjenige, was Archäologen vor ihm über dieselben Texte geschrieben hatten, wie überhaupt um Alles, was sonst noch bei den Alten und Neuen über die Frage, die ihm im geringsten nicht streitig erschien, zu finden ist.

Da lobe ich mir auch Herrn Hettner, der nach seiner Rückkehr von mehrwöchentlicher Reise durch Griechenland sein jugendlich frisches Urtheil über die streitige Frage auf zwanzig gedruckten Octavseiten ausspricht und „in Wahrheit die „ganze Streitfrage zum Abschluss bringt, über den Prozess Kugler contra

¹ Diese Schlussbemerkungen sind zunächst nur für solche Leser bestimmt, welche die Gelehrten- und Künstlerkontroverse über Vielfarbigkeit der antiken Kunst im Einzelnen verfolgten. Man überzeugt sich bald, dass sie noch bei Lebzeiten des berühmten Kunstschriftstellers, der in ihnen häufig genannt wird, aufgesetzt wurden. Als der Drucker den Satz einsandte, fragte es sich nun, sie stehen zu lassen oder sie zu unterdrücken. Man wählte das Erstere, in Betracht des weitverbreiteten Einflusses, den die Anschauungen Kuglers über diese Frage, und seine Art sie als jeden ferneren Zweifel lösend vorzubringen, auf seine Leser geübt haben und noch üben. Beiden musste entgegengetreten werden, wobei der nunmehr Verstorbene, als Schriftsteller, unmöglich ganz unberührt bleiben konnte.

Kugler war übrigens dem Verfasser die ihm nothwendige Personifikation des in Deutschland weitverbreiteten und unsterblichen Hofrathstypus, den er eigentlich nur meint, wenn er gegen ersteren auftritt.

Was hindert übrigens, auch den Verfasser unter die Verstorbenen zu rechnen? — Artifex perit. — Und wer steht dafür, dass, bei der jetzigen Organisation des Buchhandels, dieses Werk nicht als opus posthumum erscheint!

² Um ein Beispiel zu geben etwa so: „Die scheinbaren Ueberbleibsel rother Farbe an den grösseren architektonischen Flächen können im Allgemeinen nicht in Betracht kommen und folgerecht wird überhaupt das ehemalige Vorhandensein röthlicher Farbe, wo sie nicht zugleich durch die Umrisse eines Ornaments eingeschlossen erscheint, mit einiger Vorsicht aufzunehmen sein. Namentlich glaube ich hier von der wenig verbürgten röthlichen oder gar dunkelrothen Färbung des inneren Architravs am Theseustempel absehen zu dürfen!“ —

„Hittorff-Semper richtend, beiden Parteien Unrecht und Recht gebend“;¹ was Kuglern sehr fatal ist, der, obschon selbst Partei, zugleich auch alleiniger Richter des Prozesses bleiben will, über den er so sehr naiv die Akten für geschlossen erklärt. —

„Aus fertigen Bausteinen bauen sich manchmal recht hübsche Throne auf“ — meint Kugler am Schlusse seiner Notiz² über diese Schrift Hettners. — Kugler freilich brauchte sich den Thron, auf dem er in dieser Sache richtet, nicht erst zu bauen, denn er war schon vor ihm fertig; — wenigstens sein Vorbild, sein weiss-scheckiges Archetyp; — nämlich jener von Klenze restaurirte äginetische Tempel in der Glyptothek zu München, zu dem der Katalog bemerkt: „Man sei in dieser bemalten Reliefdarstellung „so gewissenhaft gewesen, dass selbst dann nichts dem aus den Ruinen sicher zu „Beweisenden hinzugefügt worden sei, wenn das unleugbare Erforderniss zur Harmonie „des Ganzen einen Zusatz erfordert hätte.“ — Man gab nur Farben an, wo sichere Spuren derselben sich fanden, das übrige liess man weiss; — das Weiss ist also an diesem Modelle des Tempels in der klar ausgesprochenen Absicht des Architekten Klenze ein Gedankenstrich, eine unpausgefüllte Stelle! — Und auf diesem unfertigen Münchner Tempel thront nun Kugler seit länger als zwanzig Jahren und spricht Entscheid von ihm herab wie Salomo! Aber was gab ihm mehr Recht dazu, als Hettner es hat, und wodurch unterscheidet sich sein Urtheil von dem Hettners? Hatte Kugler, wie Hettner diess von sich sagen darf, nur einen Fuss auf klassischen Boden gesetzt, ehe er es von sich gab? Ist Kuglers System der Polychromie etwas anderes als „ein Unrechtgeben und Rechtgeben nach beiden Seiten“, ein Kompromiss zwischen der farbescheuen Aesthetik der Vergangenheit und meiner auf lange Studien an den Monumenten Attika's begründeten polychromen Restauration der griechischen Tempel aus perikleischer Zeit?

Ein Kugler'sches, oberhalb massenhaft dunkelfarbiges und buntes, unten blendend weisses Monument, sowie ganz weisse Marmorfiguren, die sich auf blauem oder rothem Grunde abheben, mit gemalten Haaren, Lippen, Augäpfeln, Augenwimpern, Augenbrauen, Brustwarzen, und mit einer Fülle farbigen und goldenen Kleiderschmuckes, können Künstler nicht wohl begreifen, sie behaupten, man habe zu vieles oder noch nicht genug zugestanden; — ein weisser Tempel mit bereits eingeräumten, kräftigen und massenhaften Färbungen oben, und nur oben, sei undenkbar, wogegen ein nach alter akademischer Vorstellung ganz weisser Säulenbau, etwa mit leichten goldenen Riemen und Bändchen umrändert und umsäumt, die Bedingungen einer Art von Lebensfähigkeit als Kunstschöpfung in sich trage. Mit Marmorstatuen verhalte es sich ganz ähnlich. — So sprechen die Künstler, — doch weiss ich, wie geringe Berücksichtigung in unserer Zeit, die matters of fact haben will, die ästhetischen Nothwendigkeiten beanspruchen können;³ ich lasse sie daher auf sich beruhen, habe aber dafür um so besseren Grund, mit der gegnerischen Partei über die kategorische Weise zu rechten, womit sie über die übereinstimmenden thatsächlichen Beobachtungen aller Architekten, die sich seit 1820 unter Anstrengungen, Entbehrungen und selbst unter Gefahren aller Art mit dem Studium der attischen Monumente beschäftigten, abspricht, ohne sich doch im Geringsten selbst an derartigen Arbeiten ernsthafter betheiligt zu

¹ Griech. Reiseskizzen von Hermann Hettner. Braunschweig 1853. S. 187.

² In Kuglers kleinen Schriften, I. B., Seite 361.

³ Der französische Aesthetiker Beulé spricht geradezu aus, Geschmacksgründe seien bei der Beantwortung dieser Frage unzulässig.

haben. Was autorisirt sie, die Resultate dieser fremden Arbeiten zum Theil vornehm zu ignoriren, zum Theil auf eine Weise in Zweifel zu stellen, als wären wir alle: zuerst Donaldson, dann Goury und ich (die wir gemeinsam zwei volle Monate allein am Theseustempel zubrachten, der gewiss nicht vorher noch nachher genauer und unter günstigeren Verhältnissen untersucht wurde, indem damals Niemand unser Thun beaufsichtigte), dann der Pensionär der französischen Akademie, Herr Paccard (der zwei volle Jahre in Athen studirte und das Resultat seiner Studien, eine vielfarbige Restauration des Parthenon im Jahre 1847 in Paris ausgestellt hatte), dann H. Hermann (dessen Beobachtungen mit den Meinigen ziemlich genau übereinstimmen), — als wären wir und alle anderen nicht genannten Architekten, die gleiches gefunden haben, nur Phantasten und gelegentlich auch der Idee zulieb Aufschneider! Und doch unterscheiden sich alle unsere Beobachtungen, betreffend den fraglichen Gegenstand, nur darin, dass einige von uns den Hauptton der Säulen, Architrave etc. etwas gelber, andere ihn etwas röther sahen. Ich meinerseits habe die röthlichen Ueberreste eines durchsichtigen Harzes (Drachenblut?) an einzelnen Stellen der Säulen, die ich von einem fliegenden Gerüste herab einzeln mit der Federmesser Klinge untersuchte, sowie an dem Architrave vorgefunden. Sogar der difficile Penrose constatirt einen feinen schimmernden Farbenüberzug von warmem Tone, und wenn der Herr Geh. Rath von Klenze in dieser Beziehung anderer Meinung ist, so hat er bei seinen viel wichtigeren Arbeiten während seines Aufenthaltes in Athen wahrscheinlich nicht, wie ich obscurer Arbeiter in der Linnenjacke, wochenlang auf dem Theseustempel herumklettern und an Wänden und Säulen kratzen können.

Was ich damals in unbefangener Auffassung wahrnahm, ich hatte kaum eine Idee von dem, was ich finden würde, ehe ich nach Athen kam, das befestigte sich in mir durch langjähriges Studium, durch gereifere allgemeine Kunstanschauung, durch künstlerische Praxis zu derjenigen unerschütterlichen Ueberzeugung, betreffs der Marmortempel Athens, die ich bereits mehrmals öffentlich zu bekennen Gelegenheit hatte. —

Eine gegen das von mir verfochtene Prinzip sehr häufig und mit Geschick angewandte Fechtweise ist die Paraleipsis, mit deren Hülfe Texte alter Schriftsteller, Berichte von gemachten Entdeckungen, sowie Gutachten der Chemiker, die für dasselbe sprechen, so erscheinen, als sagten sie entweder gar nichts oder als zeugten sie geradezu gegen dasselbe. So wird z. B. ein Gutachten Faraday's, betreffend verschiedene Farbenreste an dem Aeusseren athenischer antiker Gebäude, nur so weit berücksichtigt, als es die Frage einigermaßen ungewiss lässt, der übrige Inhalt dagegen, der unbedingt entscheidet, wird übergangen, oder man benützt die Unbestimmtheit eines Ausdrucks, um dessen Beweiskraft zu brechen.

Die blaue Farbe von den Wänden des nördlichen Flügels der Propyläen, die Faraday bestimmt constatirt, ist nicht dem Innern, sondern dem Aeusseren dieses Gebäudes entnommen, welches Hettner hätte wissen können, wenn er nicht zu flüchtig durch die Pinakothek links von den Propyläen hindurch geeilt wäre (Seite 79 seiner Reiseskizzen); er hätte sich dann überzeugt, dass die Beschaffenheit der inneren Wände dieses Raumes die Annahme, als seien sie jemals bemalt gewesen, von vorneherein nicht aufkommen lässt; ausserdem weiss ich aus Donaldson's eigenen mündlichen Mittheilungen und dem, was er in den transactions of the institute of british Architects darüber veröffentlichte, dass die fraglichen Farben von dem Aeusseren der Propyläen herrühren.

Die äusseren Wände dieses weissmarmornen Gebäudes also hatten nach

Faraday's Analyse blaue Farbe auf sich; derselbe Chemiker konstatiert auch die Existenz von wohlriechendem Harze und Eisen in den Krusten, die von den Säulen des Theseustempels abgenommen worden. Somit werden meine Wahrnehmungen Punkt für Punkt durch diese Experimente bestätigt, trotz der wegwerfenden Phrase, womit Kugler diess zurückweist, „als lohnte es sich nicht der Mühe, ernsthaft darüber weiter zu sprechen“.

Ich habe nämlich wiederholt erklärt, dass mehrere distinkte Prinzipien der Färbung an den griechischen Marmortempeln hervortreten. Alles Struktive ist der allgemeinen Masse nach, analog dem Nackten der Statuen, mit einer βαφή, einer harzigen vegetabilischen durchscheinenden Farbe, dünn überzogen, oder vielmehr gebeizt; auf dieser allgemeinen Lasur wurden dann die Ornamente der Glieder und Flächen enkaustisch mit dicken Farbenkrusten aufgesetzt, welches Verfahren kein eigentliches Malen, sondern mehr ein Emalliren mit Wachspasten gewesen sein muss. Die Wände, oder doch wenigstens Theile der Wände, waren in dieser zweiten Manier behandelt, wobei das Blau wohl am häufigsten vorkam. Ich wenigstens fand dasselbe Blau (das grünlich helle), welches in den Gründen der Frieese etc. vorkommt, an der einen Ante des Opisthodom des Theseustempels, und zwar in so guter Erhaltung und in solcher Menge, dass ein Irren hierüber ganz unmöglich ist. Ich bin versichert, hätte sich Herr Hettner eine Leiter verschafft, um die von mir bezeichnete Stelle zu untersuchen, er hätte den Fleck nach zwanzig Jahren, die seit der Zeit meines Aufenthaltes in Athen vergingen, noch wieder gefunden. — Herr Donaldson fand das Gleiche an der äusseren Cella des Propyläenflügels. Dass aber die Mauerflächen eintönig blau waren, ist darum durchaus nicht anzunehmen, noch meines Wissens von irgend Jemand behauptet worden, vielmehr waren wahrscheinlich gewisse Theile, vornehmlich die grossen Platten an den Füßen der Mauern, anders und zwar dunkler gehalten. Auch mögen die Wände Felder in verschiedenen Farben und einen besonderen Fries gehabt haben, nicht selten auch äusserlich mit gemalten Darstellungen verziert gewesen sein. Was die struktiven Theile betrifft, so mögen sie bald heller, bald dunkler gewesen sein, aber niemals ganz weiss. Ich fand, wie gesagt, dort warmes Gelbroth, mastyxartig durchscheinend, womit das Urtheil des berühmten Chemikers, der wohlriechendes Harz und organische Substanzen fand, vollkommen übereinstimmt. Auch wissen wir von den Alten, dass man sich zu ähnlichen Zwecken des Safrans, des Drachenblutes und anderer Pflanzensäfte bediente. Ganz dieselbe βαφή mit Pflanzenfarben kam auch bei Marmorstatuen in Anwendung und wurde an gewissen Stellen, gerade wie an den Tempeln, durch enkaustische Malerei ergänzt. Ohne diese allgemeine Lasur, die mit der circumlithio verbunden vorgenommen wurde, würde es unmöglich gewesen sein, den kalten Marmor mit den, von meinen Gegnern zugestandenen, Farben der Beiwerke und selbst gewisser Theile des Nackten in Einklang zu bringen. Diess annehmen und ein naturalistisches Naturnachäffen bei den Hellenen voraussetzen, sind zwei himmelweit verschiedene Dinge, und Kugler brauchte sich nicht gegen letzteres mir gegenüber zu verwahren.

Was die gegen die Existenz der Farbenreste auf den Säulen etc. der Tempel geltend gemachte gleiche Färbung des Marmors in den Brüchen betrifft, so ist diese Gleichheit, wenn sie überhaupt in dem Masse, wie versichert wird, statt hat, nur scheinbar, nur der Farbe nach (ein wohlriechendes Harz wird man niemals aus den Oberflächen jener Steinbruchbänke herausdestilliren), und beweist sie nichts gegen die Bemalung der Säulen, vielmehr würde es für den guten Geschmack der Hellenen sprechen, wenn diese dem weissen Marmor denjenigen brillanten Ton zu geben bestrebt

waren, den er nur durch die Länge der Zeit auf natürlichem Wege annimmt. Sie sicherten ihrem Werke dadurch gleichsam die ewige Jugend.¹

Eine grosse Stütze für ihre Lehre glauben die Anhänger der halben Polychromie in den bereits erwähnten von Ulrichs zusammengetragenen Citaten² gefunden zu haben; sie sind aber mit dieser Art von Beweisgründen nicht besonders glücklich. So legt Kugler ein grosses Gewicht auf eine Stelle des Plinius, die ihm Ulrichs an die Hand gab,³ die wiederum, wie die Geschichte mit der Pythia,⁴ ganz das Gegentheil von dem beweist, was er damit darlegen will, nämlich sie beweist erstens, dass weisse naturfarbige Marmorstatuen eine Seltenheit waren, und zweitens, dass der Opisthodom, also die Aussenwand, des Tempels der Diana zu Ephesus nicht weiss war, weil das Marmorbild nur dann so auffällig blenden konnte, wenn es sich von dunklem Grunde abhob. Meinte der Tempeldiener die Weisse des Tempels und nicht die des Bildes, wie Ulrichs und Kugler wollen, so konnte er seine Warnung füglich früher äussern und brauchte sie nicht erst an die Besichtigung des Opisthodom zu knüpfen; ausserdem ist in dem betreffenden Kapitel des Plinius von Marmorstatuen und nicht von dem Tempel der Diana die Rede. Die hoffärtig abweisende Art, wie Kugler der seiner eigenen entgegengesetzten Auffassung des Sinnes dieser mindestens zweideutigen Stelle begegnet, ist wieder ganz in seinem Stile.

Nun doch noch einige Worte über die Siphnier und deren weissen Markt; wir beide, Hittorff und ich, sollen den Punkt, um den es sich hiebei allein handelt, trotz der ausdrücklichen Hinweisung auf ihn seitens Kuglers, nicht bemerkt haben. — wir haben ihn sehr wohl bemerkt, aber nicht zugegeben, nämlich dass, „wo parischer Stein (edler weisser Marmor) zur Ausstattung eines Gebäudes verwandt wird, die Erscheinung des letzteren, wenigstens in der Hauptmasse, weiss sein soll: — denn gerade das Gegentheil davon beweist diese Stelle, und Kugler mag sich winden wie ein Aal, er kommt aus der Reuse nicht heraus, die er sich selber stellte.

Uebrigens habe ich bei meiner früheren Bekämpfung Kuglers wegen dieser Stelle Herodots nicht entschieden behauptet: „man müsse wie statt des rothen Heroldes

¹ So konnte der Tempel der jungfräulichen Göttin noch nach fünfundeinhalb Jahrhunderten das Aussehen der Neuheit behalten, das Plutarch in seinem Aufsatze de gloria Athen. an ihm bewundernd hervorhebt! In dieser Frische erhielten sich zum Theil die Monumente Athens bis in das Mittelalter hinein, wie aus einem dem XIV. Jahrhundert angehörigen anonymen Berichte über den damaligen Zustand derselben hervorgeht, dessen Veröffentlichung der Graf de Laborde in seinem interessanten Buche, *Athènes au XV, XVI et XVII siècles*, besorgt hat. Dort ist von einer *ποικίλη δόξη*, einem polychromen Stile der Architektur die Rede, in welchem Kekrops diese Werke erbaut habe. — An den Propyläen war das Innere buntfarbig und das Aeusserer vergoldet (goldfarbig?). Ebenso wird der farbigen Dekoration des Parthenon erwähnt.

² Siehe Ulrichs *Reisen und Forschungen in Griechenland*. Bremen 1840. Seite 86.

³ Plin. XXXVI. 5. 2. In magna admiratione est et Hercules Menestrati et Hecate Ephesi in templo Dianae post aedem, in cuius contemplatione admonent aeditui parcere oculis, tanta marmoris radiatio est.

⁴ Ich kann es nicht über mich gewinnen, diese bereits zu oft berührte Geschichte noch einmal zu wiederholen, bitte daher den Leser, der die Debatten über die betreffende Erzählung des Herodot von dem weissen Markte und dem gleichen Prytaneum der Siphnier in Beziehung auf den hier verhandelten Gegenstand kennen zu lernen wünscht, in Kuglers Schriften über Polychromie der Alten und in meiner Brochüre: die vier Elemente der Baukunst nachzusehen. Vergl. auch Hittorffs Werk.

einen weissen, so statt der weissen Gebäude deren in rother Farbe als das Gereimte bezeichnen“, vielmehr mich wegen der Gewagtheit dieser Konsequenz bei meinen Lesern entschuldigt. Diess nur, um zu zeigen, wie es nicht gentil sei, bedingende und motivirende Worte des Autors bei Citirung seines Textes wegzulassen.

Kugler findet meine Einwürfe gegen seine Auslegung des herodotischen vielbesprochenen Textes hübsch; nur gehe ich dabei von einer ganz willkürlichen Voraussetzung aus und somit falle meine „glückliche Konjektur“ über den Haufen. Eine traditionelle Gewohnheit, die Herolde weiss zu sehen, habe bei den Alten gar nicht existirt; ich brauche nur an die „bekannte“ Stelle in der Lysistrata¹ des Aristophanes, die auch Plutarch im Kimon citire, erinnert zu werden; — und nun legt er mir die betreffende „bekannte“ Stelle nach Droysens Uebersetzung vor, die gerade in dem Punkte, um den es sich handelt, ungenau und willkürlich ist; denn in dem Originale ist von gar keinem Heroldsmantel, sondern von einem rothen Kriegsgewande und dessen polychromem Kontraste mit der Blässe des als Schutzfliehender auf dem Altare sitzenden Feldherrn Perikleidas die Rede. Diese Stelle ist, so zu sagen, die Travestie der anderen herodotischen, mit ähnlichen, nur komischen, Gegensätzen, und desshalb zur Erläuterung und Bestätigung meiner Auffassung des letztern von Kugler sehr scharfsinnig citirt. — So bekannt sie ist, so wäre ohne ihn diese kostbare Stelle mir dem Ungelehrten in ihrer Bedeutung für unsere Frage unerkannt geblieben! Also auch hier zwei Gegensätze: Feldherr und Schutzfliehender, kriegerischer Purpur und Blässe der Furcht. Was will man zur Bestätigung der von mir gesehenen doppelten Gegensätze in dem Orakelspruche der Siphnier mehr? Ja ich glaube zuversichtlich, dass Aristophanes mit seinen Versen direkt auf jenen Orakelspruch anspielt oder dass ihm derselbe wenigstens als formelles Vorbild seiner Figur vorschwebte.

Kugler wird mir wieder den Vorwurf machen, in den Autor alles Mögliche hineinzulegen, und von sich behaupten, die Worte einfach genommen zu haben, wie sie sind — warum aber hat er sich dann, anstatt an den griechischen Text, an die immer nicht genaue Uebersetzung dieser Worte gehalten?²

Ich wundre mich übrigens, wie diesem gelehrten und christlichen Schriftsteller bei dem weissen Keryxmantel die weissgekleideten Engel der Apokalypse und die an dem Grabe des Herrn nicht eingefallen sind. — Und es liesse sich aus den apokryphischen Schriften und der Ikonographie der frühen christlichen Jahrhunderte noch

¹ Lysistrata 1065.

Ἐἴτ', ὃ λακῶνας (πρὸς γὰρ ὁμᾶς τρέψομαι)
ὄνα ἴσθ' ὅτ' ἐλθὼν δεῦρο Περικλειδάας ποτὲ
ὁ λάκων Ἀθηναίων ἰκέτης καθέζετο
ἐπὶ τοῖσι βωμοῖς ὠχρὸς ἐν φοινικίδι
στρατίαν προσαϊτών.

² Ich muss bei dieser Gelegenheit gegen eine gewisse Unart des Textcitirens Einspruch thun, nämlich gegen die orthodoxe Manier, nach der Weise wie die Kandidaten der Theologie ihre Bibelverse anziehen. Oft, ja in den meisten Fällen, wird der wahre Sinn eines Satzes erst in seinem Zusammenhange mit Vorhergehendem, Folgendem, selbst mit sehr Entferntem, deutlich, und daher ist es nicht rätlich, oder, wenn diess, nicht redlich, ihn ausser diesem Zusammenhange zu geben.

Was den mir gemachten Vorwurf des Hineinlegens in die Autoren betrifft, so ist es immer gut, wenn man noch etwas einzulegen hat. Ausserdem war jeder richtige Ausleger zu rechter Zeit ein tüchtiger Einleger.

ausser dem gar vieles mit diesen weissen Herolden (Boten, Engeln) in Parallele stellen; auch werden letztere sich vielleicht an den Wandgemälden Pompeji's oder sonst an antiken Bildern fortverfolgen lassen, — was mir hier in dem an Hilfsmitteln des Kunststudiums armen Zürich unmöglich ist.

Noch mache ich auf eine Stelle im Pollux aufmerksam, wonach die Nomophylaken, wenn sie die Pompa der Göttin anführten, mit weisser Kopfbinde (*ζροφιῶν*) bekrönt waren. (Pollux VIII, 94.) Die Nomophylaken waren aber eine Art von Weibern oder Gesetzeswächtern bei den Spartanern und wie die englischen Konstabler zugleich Herolde; auch diese tragen noch immer, vielleicht nach alter indogermanischer Ueberlieferung, bei vorkommenden Pompen ihre weisse Binde am Aermel.

Nicht viel glücklicher werden gewisse Stellen aus dem Lukian von den Gegnern der Polychromie in der Plastik und in der Malerei benutzt; was zum Theil schon Ch. Walz in der bereits citirten Recension der Schriften über Polychromie in den Heidelberger Jahrbüchern nachgewiesen. Diese hat aber Ulrichs nicht gelesen oder der Berücksichtigung nicht für würdig gehalten, denn in seinen Reisen und Forschungen macht er dieselben Stellen nochmals in dem alten Sinne geltend, als wären sie zuerst von ihm in diesem Zusammenhange erwähnt worden. Mich veranlasste diess, die so oft citirten Stellen einmal nach ihrer weiteren Sinnesverknüpfung zu prüfen, und ich vertiefte mich dabei in die so interessante Lektüre des geistreichen Sophisten aus Samosata, der es liebt, seine Bilder und Gleichnisse aus dem Gebiete der Technik der bildenden Künste zu entlehnen und auf die Bemalung der Skulptur und Architektur so häufig und unzweideutig anspielt, dass es wiederum für die Gegner der Polychromie nicht gerathen war, auf ihn sich zu berufen. Die beiden Gespräche Imagines und de Imaginibus drehen sich gleichsam um diesen Punkt herum; sie sind in der Wirklichkeit nichts anderes als die Paraphrase eines reizenden polychromen griechischen Bildwerkes. Alle Künste, auch die Poesie und Prosa, sowie die Philosophie, haben beigesteuert, es zu schmücken, nicht „bloss oberflächlich, sondern mit einer tief eindringenden Beize gesättigter Farbenpracht!“¹

Die Philosophie ist als die Gesetzgeberin der Künste bezeichnet, welche die Arbeiten des Plastikers und des Malers an dem Bilde nach den Regeln beider Künste korrigire und zeige, wie man dasselbe nach den Prinzipien der alten Plastik durchzuführen habe. (Imag. II. 470. R.) — Eine Stelle, die es fast zur Gewissheit macht, Lukians Archetyp sei ein wieder in aller Frische erneuertes Bildwerk der alten Meister, die er vorher aufführt, deren Werke wegen ihres Alters zu seiner Zeit den Reiz der Farben verloren hatten, oder vielmehr ein noch viel reicher ausgestattetes neues Bildwerk, vollendet nach den Prinzipien der alten Kunst.

In dem Gespräche Jupiter Tragoed. 8. heisst es von den Elfenbeinstatuen, sie seien nur äusserlich bemalt und polirt, innerlich aber nichts als Holz; — wo die Weisse des Elfenbeins hervorgehoben werden soll, ist es frisch geschnitten. (τῶ ἐλέφαντι πιστῶ ὅμοιον. Imag. II. 467. R.)

Eine Stelle, die auf polychrome Architektur anspielt, wurde bereits im Texte angeführt. (Amores 34.)

¹ Die Stelle ist für uns wegen der Unkenntniss der verloren gegangenen enkaustischen Technik unübersetzbar: *κᾶσι τούτοις ἢ εἰκῶν κεκοσμηθῶ ὄνκ ἄχρι τοῦ επικεχρώσθη μόνον, ἀλλ' ἐς βάθος δευσοπαίους τιεὶ φαρμάκοις ἐς κόρον καταβαφεῖσα.* Imag. II. 475 R.

Was die natürlichen und zufälligen Flecken der praxitelischen Aphrodite betrifft, von denen Lukian mehreres erzählt, so konnten und mussten jene unter einer (nothwendig durchsichtigen) βαφή hervortreten und letztere auf einer Farbendecke um so schwieriger wegzubringen sein. Doch genug der Lukianischen Stellen, deren auf unseren Gegenstand bezügliche sich noch mehrere aufführen liessen. —

Was der oben genannte athenische Gelehrte sonst zu Gunsten seiner Ansicht mittheilt, sind, mit Ausnahme der Stellen über die dealbationes der römischen Tempel, welche schon genügend im Texte besprochen wurden, nur Aeussereien von Dichtern, die schon als solche weniger Belang haben.

Wenn z. B. Pindar¹ singt: Wir setzen dir ein Denkmal weisser als parischer Marmor, so beweist diess, dass ein Werk der Baukunst aus weissem Marmor oder, wie die Gegner der Polychromie bei bestuckten nicht marmornen Werken annehmen, in der Imitation desselben, nichts Gewöhnliches, Alltägliches war; denn wären zu des Lyrikers Zeiten (nahe 500 Jahre vor Christo) alle Tempel und alle öffentlichen und Privatwerke sowie alle Statuen weiss gewesen, so hätte dem kalten Gleichnisse wahrlich pindarischer Schwung zu sehr gefehlt. — Eine Stele, ein Zeichen aus der Ferne (στῆμα), wurde vielleicht nach alter Ueberlieferung von weissem Steine errichtet und weiss gelassen; auch steht vielleicht diess Weiss der Stelen mit dem Hekatekult im Zusammenhang, deren Statue nach Plinius ebenfalls weiss war; — doch ist es dieser pindarischen Phrase gegenüber auffällig, dass gerade Stelen bekanntlich die einzigen griechischen Monumente sind, an denen sich unbestrittene Spuren nicht nur von Gemälden, sondern auch des Roth, womit die Hauptflächen des Steines überzogen waren, erhielten.² — Auch auf buntfarbigen Vasen kommen rosenfarbige Stelen vor.³

Die von Ulrichs urgirtten Stellen aus römischen Dichtern könnte ich füglich ganz übersehen, da schon im Texte gezeigt worden ist, wie der polylithe Stil den weissen Marmor als solchen zulässt; jedoch würde sich diess schwerlich aus dem achten Buche des Virgil beweisen lassen, wo der Dichter den aus Silber, Gold etc. getriebenen Schild des Aeneas des Breiten beschreibt, und uns unter anderen darauf befindlichen Caelaturen (wie die des Porticus des Kapitols aus Gold, die silberne Gans und die gleichfalls aus demselben Metalle gemachten Gallier mit goldenem Haar und goldgestreiften Rücken) auch die schneeige Schwelle des palatinischen strahlenden Apoll vorführt. Diese Schwelle (pars pro toto) bezieht sich wahrscheinlich nur und allein auf die berühmten Elfenbeinthüren, die August in den Tempel des palatinischen Apollo stiftete. Uebrigens sind Eigenschaften wie candor, splendor, nitor, welche dem weissen Marmor und dem Mörtelstück von Dichtern und Prosaisten beigegeben werden, keineswegs solche, die mit der weissen Farbe der genannten Stoffe verschwinden, wie folgende Stellen des Vitruv unter vielen andern, unumstösslich darlegen:

(Vitruv. VIII. 3.) sed et bacillorum subactionibus fundata soliditate marmorisque candore firme levigato, coloribus cum politionibus inductis, nitidius expriment splendores.

(Vitruv. VII. 7. sub fine) quibus inductis et diligenti tectorum fricatione levigatis colorum ratio habeatur ut in his perlucentes expriment splendores

¹ Pind. Nem. 130.

² Schon Fauvel hat dergleichen beschrieben und Ross bestätigt deren Vorkommen. Kunstblatt Nr. 59 des Jahrg. 1838.

³ Raoul Rochette, peint. antiques, sub fine.

Hier sei gestattet, noch schliesslich auf ein glänzendes Bild aus Ovids Metamorphosen hinzuweisen, von dem ich nicht weiss, ob es schon mit unserem Gegenstande in Bezug gesetzt worden ist. In Metam. X. 591 heisst es nämlich von der im raschen Wettlaufe erhitzten Atalanta:

. . . . Cursus facit ipse decorem.
 Aura refert oblata citis talaria plantis
 Tergaque jactantur crines per eburnea, quaeque
 Poplitibus suberant picto genualia limbo;
 Inque puellari corpus candore ruborem
 Traxerat haud aliter, quam cum super atria velum
 Candida purpureum simulatas inficit umbras.

So färbten die Römer selbst das, was sie weiss liessen, mit durchscheinendem Purpurlichte; das Weiss ist ihnen in diesem Falle, wie auch bei der gefärbten *politio* die überall nothwendige Grundlage des Kolorits, die ihren candor mit letzterem keineswegs einbüsst. Dieses Bild des Ovid ist wieder, wie die vorhercitirten des Lukian, gleichsam in die antike Polychromie getaucht, die Form ist mit tiefeindringenden transparenten Farben gesättigt, Form und Farbe ist Eins. Nur der Schmuck, der ornatus, hier das Haupthaar, die *talaria* und die *genualia*, mit dem gemalten oder gestickten *limbus*, lösen sich noch von der Lokalfarbe besonders ab und sind emallirt, enkaustisch gemalt: sie sind die *operosa et picturae in modum variata circumlitio* des Seneka. — Es lässt sich kaum bezweifeln, dass dem Dichter bei seinem Bilde irgend eine polychrome Atalanta, das damals allgekannnte Werk eines berühmten Bildhauers, vorschwebte.¹

Die Akten über die polychrome Frage sind noch nicht als geschlossen zu betrachten, und somit ist jeder Beitrag, der sie betrifft, zu berücksichtigen; ich übergebe daher hier zum Schluss noch einen Brief der Oeffentlichkeit, den Schinkel an mich richtete, als ich ihm meine erste Broschüre über den hier verhandelten Gegenstand geschickt hatte. An und für sich ist schon Alles, was berühmte Männer über ihr Fach äusserten, der Aufzeichnung werth, und dieser Brief gewiss um so mehr, als er des grossen Architekten eigene Ueberzeugungen über die streitige Frage ausspricht und gleichsam das Prognostikon ihres nächsten Schicksales enthält.

Als zweite Zugabe folgt eine von dem Chemiker Wilhelm Semper, dem Bruder des Verfassers, bereits im Jahre 1834 veranstaltete qualitative Analyse von Farbenüberresten, entnommen von einem Stücke Plafond vom Theseustempel, das, in die christliche Nische dieses Tempels eingemauert und so Jahrhunderte lang geschützt, einen Theil seiner Farben sehr frisch erhalten hatte; sowie von einem Stück des Ueberzugs der Trajanssäule, das der Verfasser ablöste und mit nach Deutschland brachte. Sie liefert einen interessanten Beitrag zu den sonstigen bereits bekannt gemachten Untersuchungen der Chemiker über antike Farben.

¹ Kugler wird mich auch hier wieder des Hineinlegens in die Worte des Textes beschuldigen. — Immerhin! Ich mache ihm den entgegengesetzten Vorwurf.

Brief des Herrn Oberbaudirektors Schinkel an den Verfasser.

Ew. Wohlgeboren

haben mir durch die gütige Uebersendung Ihrer Schrift über die bemalte Architektur und Plastik bei den Alten eine ganz besondere Freude gemacht, indem ich mit Vergnügen sah, dass Sie nicht zögerten, die vorläufigen Eröffnungen über diesen wichtigen, in unserer modernen Architektur vielfach wirksamen Gegenstand gleich in die Welt zu schicken, um dadurch anderem, vielleicht missverstandenen, Zuorkommen zu begegnen. Es kann nicht fehlen, dass die Neuheit der Sache für unsere Tagesmenschen mancherlei Widersprüche hervorrufen wird, diese können Ihnen aber nur willkommen sein, weil Sie dadurch in den Stand gesetzt werden, Ihre weiter intentionirten Bearbeitungen in diesem ausgedehnten Kunstfelde um so vielseitiger anzulegen, um nach allen Seiten hin den Quellengeist griechischer Bildung schlagend hervortreten zu lassen.

Von ganzem Herzen wünsche ich Glück und besten Fortgang in diesem Unternehmen, zu welchem Sie die Erwartung der Kunstfreunde durch Ihre Schrift aufs Höchste gespannt haben. Eingedenk der höchst angenehmen persönlichen Mittheilungen, welche mir bei Ihrem Aufenthalte in Berlin zu Theil wurden, kann Niemand mehr Antheil an allen Ihren verdienstlichen Bestrebungen nehmen als Ew. Wohlgeboren etc. etc.

Berlin, 19. Juni 1834.

Schinkel, Oberbaudirektor.

Qualitative Analyse einiger Farben von antiken Gebäuden.

Die erste bildet einen glänzenden, hellblauen Ueberzug auf dem weissen Marmor des Plafond des Theseion und lässt sich mit Leichtigkeit ablösen.

Auf einem Platinblech erhitzt schmolz sie, entzündete sich und verbrannte mit dem Geruch nach brennendem Wachs. Dieser Geruch trat noch viel deutlicher hervor, wenn sie auf einer Kohle durch das Löthrohr langsam zersetzt wurde. Alkohol lösete nichts davon auf. Das Bindemittel verhält sich also gänzlich wie reines Wachs.

Der Rückstand des Verbrennens bestand aus einem grüblischen blauen Pulver, der eigentlichen färbenden Substanz. Unter dem Mikroskop erschienen die einzelnen Körner wie durchsichtige schön-blaue Glassplitter. Fensterglas wurde von ihnen geritzt. Borax lösete sie vor dem Löthrohr mit anfangs grüner, beim Erkalten blau werdender Farbe auf. Da Säuren sie nicht angriffen, so wurden sie durch Schmelzen mit kohlen-saurem Kali aufgeschlossen. Eine neutralisirte Auflösung in Salzsäure gab mit Blutlaugensalz den charakteristischen rothen Kupferniederschlag. Auf hineingestelltes blankes Eisen bildete sich gleichfalls ein Kupferniederschlag. Die Glassplitter mit Soda auf einer Kohle geglüht gaben ein dehnbares Kupferkorn.

Das Färbende ist also eine pulverisirte, durch Kupferoxyd blau gefärbte, harte Glasritze und das Bindemittel Wachs.

Die andere bildet einen fast eine Linie dicken braunen Ueberzug auf der Trajanssäule (Hals des Kapitäls). Im Platinlöffel erhitzt verkohlt sie sich unter Verbreitung eines brenzlichen Geruchs nach verbrannten Federn; sie enthält also stickstoffhaltige organische Bestandtheile.

Der Rückstand war noch braun, aber heller, und lösete sich in schmelzendem Borax mit gelber Farbe, die beim Erkalten verschwand, auf (Eisenoxyd).

Kochende Salpetersäure lösete den Rückstand grösstentheils unter Aufbrausen auf (Kohlensäure).

Aus der neutralisirten Auflösung schlug kleesaures Kali, auch bei grosser Verdünnung, Kalk nieder. Also: kohlen-saurer Kalk.

Schwefelsäure gab in der verdünnten Auflösung keinen Niederschlag (Abwesenheit von Blei).

Ammoniak gab einen schwachen bräunlichen, Blutlaugensalz einen dunkelblauen, Schwefelwasserstoffammoniak einen schwarzen Niederschlag, also Eisenoxyd.

Das in Salpetersäure unauflösliche wurde mit kaltem Wasser behandelt; salzsaurer Baryt und kleesaures Kali gaben schwache weisse Niederschläge, also Gyps.

Der Gyps wurde durch Kochen mit kohlen-saurem Natrum zersetzt und mit Salzsäure behandelt, wodurch sich alles bis auf einen geringen kohligen Rückstand auflösete, also reiner Gyps ohne Kieselerde.

Um die Natur des organischen Bestandtheiles zu prüfen, wurde die gepulverte Farbe mit Aether, Alkohol, Wasser und verdünnter Aetzlauge gekocht. Ersterer zog gar nichts aus, Alkohol nur eine Spur, Wasser etwas mehr, indem es sich gelblich färbte und einen geringen verbrennlichen Rückstand hinterliess, ohne jedoch das Pulver im Geringsten zu entfärben. Die verdünnte Aetzlauge wirkte nicht viel stärker.

Eine Auflösung von kohlen-saurem Natrum griff aber stärker ein, indem sie sich stark braun färbte, während das Pulver heller wurde. Säuren fällten den organischen Bestandtheil aus dieser Auflösung nicht. Noch mehrere Versuche, den organischen Bestandtheil zu isoliren, um seine Natur genauer zu bestimmen, gaben keine bestimmteren Resultate; am meisten scheint er mit dem Humus, und zwar in Verbindung mit Kalk, übereinzukommen. Zum Theil war der Kalk aber schon in der unverbrannten Farbe mit Kohlensäure verbunden, indem verdünnte Salzsäure ein schwaches Brausen bewirkte. Ammoniak schlug aus dieser Auflösung eine Verbindung von Kalk mit einer organischen Materie nieder, und liess salzsauren Kalk aufgelöset.

Nach diesen Versuchen besteht die Farbe aus humussaurem Kalk (umbraähnliche Dammerde), kohlen-saurem Kalk, schwefelsaurem Kalk (Gyps), Eisenoxyd; wovon der Gyps wahrscheinlich als Bindemittel der färbenden Substanz zugesetzt ist.

Hamburg, 3. August 1834.

Wilhelm Semper, Chemiker.